

M. Relindis Vossel FSGM

Sr. M. Relindis Vossel FSGM, Jahrgang 1956, ist Franziskanerin von Thuine. Seit 2001 ist sie als Missionarin in der priesterlosen Missionsstation Delvinë/Borsh (Südalbanien) für die pastorale Betreuung von Taufbewerbern und der in der Diaspora lebenden Katholiken verantwortlich. In Delvinë engagieren sich z. Z. fünf Franziskanerinnen unter anderem in der Schul- und Berufsausbildung junger Menschen und kümmern sich im sozialen Bereich besonders um Frauen und Kinder sowie um Bedürftige jeder Art.



M. Relindis Vossel FSGM

Fremdheit als Missionarin

Neu in einer anderen Welt

Ausgerechnet Albanien!

Albanien ist seit Kindertagen „mein Land“. Das Interesse für den kleinen Balkanstaat erwachte, als in einer Geographiestunde das Land mit der knappen Bemerkung, es sei von einem kommunistischen Diktator total abgeriegelt, und man wisse nichts darüber, übergangen wurde. Tief betroffen von Informationen über die verfolgte Kirche und die Märtyrer in diesem Land begann ich für Albanien zu beten. Mutter Teresa war für mich nicht an erster Stelle der Engel von Kalkutta, sondern die einzige Albanerin, die ich kannte. Als Ende 2000 ein Brief des Bischofs Hil Kabashi von Südalbanien mit der Bitte um Schwestern für seine Apostolische Administratur in unsere Konvente kommt, ist mir, als sei er direkt an mich gerichtet! Es braucht keine lange Bedenkzeit, damit ich mich für diese Aufgabe melde.

Im August 2001 werden wir zu viert als Missionarinnen ausgesandt. Obwohl wir nicht genau wissen, worauf wir uns einlassen, sind wir guten Mutes und freuen uns auf eine noch unbekannte Aufgabe. Viele unserer Mitschwestern und Angehörigen machen sich Sorgen: „Ausgerechnet Albanien!“ Nachrichten über revolutionäre Aufstände in diesem Land und über Ströme von Flüchtlingen sind in den Medien zu dieser Zeit noch sehr gegenwärtig. Aufständische Albaner sind in die Kosovo-Krise verwickelt und man hört von kriminellen Albanern in Deutschland. Krieg, Terror, Gewalt, dazu Blutrache, Flüchtlinge, Armut, Menschen-, Organ- und Drogenhandel, Korruption sind gängige Stichwörter, die man mit Albanien, der ehemaligen kommunistischen Hochburg Osteuropas, in Verbindung bringt. Die Informationslage ist verwirrend, positive Nachrichten sind rar.

Ein Land stellt sich vor

Unser „Abenteuer Albanien“ beginnt ohne Sprachkenntnisse, nur mit dem Nötigsten im Koffer. Bei der Landung in Rinas beeindruckt uns ein Spalier von wuchtigen Palmen vor einem blechernen Hangar. Nach einer umständlichen Abfertigung in dieser „Flughafenhalle“ erwartet uns der Bischof mit seinem Fahrer. Es geht über eine neue Autobahn durch eine hügelige von der Sonne verbrannte Landschaft. Die meisten Häuser sind recht klein. Überall wird gebaut. Maultierkarren traben vorbei und Bauern mit runzeligen, braungebrannten Gesichtern trotten auf ihren Eseln dahin. An der Straße hocken Frauen mit Kopftüchern und bieten Melonen, Tomaten, Gurken und Paprika an. Nahe der Küstenstadt Durrës können wir die Adria bestaunen: Es kommt uns vor wie im Traum!

Bald darauf sind wir auf einer nicht enden wollenden holperigen Schotterpiste in Richtung Fier. Erst Jahre später wird hier die Autobahn fertig sein. Überall Staub, die Sonne brennt und wir schwitzten. Als wir endlich nach mehreren Stunden Fahrt durchgeschüttelt in Fier ankommen, beginnt nach einer kurzen Erfrischung die Abendmesse. An der Orgel sitzt der Bischof. Es werden albanische Lieder mit deutschen Melodien gesungen und wir hören die vertrauten Messtexte in fremder Sprache. Beim anschließenden Abendbrot steht deutsche Margarine auf dem Tisch. Mein Vater hat in dieser Fabrik gearbeitet! Inmitten der total neuen Umgebung überkommt mich ein Gefühl von Heimat und Vertrautheit. Uns allen ist in der Messe das Wort „gjithëpushtetshëm“ (allmächtig) im Ohr hängenge-

blieben und wir fragten uns, ob wir diese Sprache je lernen werden.

Der erste Eindruck über unsere neue Wahlheimat: Straßen in miserablen Zustand, Häuser im Verfall, ringsumher Müll, Stromausfälle sind an der Tagesordnung, Wasser gibt es nur stundenweise, nachts jagen Rudel von streunenden Hunden durch die Straßen, überall wachsen Disteln, es gibt keine Vögel, die singen. Das Land ist wirklich arm! Diesem Eindruck steht eine grandiose Landschaft gegenüber: bizarre Felsen, Quellen riesigen Ausmaßes, Wasserfälle, herrliche Flussläufe, wilde Bächen mit kristallklarem Wasser dazu das ständig wechselnde Blau des Ionischen Meeres. Die Schönheit der Natur ist atemberaubend!

Menschliche Wärme

Wohin wir kommen, schlagen uns Wärme und Herzlichkeit entgegen. Dass uns die wohlwollenden und hilfsbereiten Menschen gleich mit Küssen auf jede Wange begrüßen, ist gewöhnungsbedürftig, aber nicht unangenehm, denn die Freude über unser Kommen, scheint echt. Ich entdeckte die wunderbare Möglichkeit, mich in der Sprache des Herzens auszudrücken. Diese gestenreiche Sprache der Nähe und des herzlichen Lachens ist Kindern eigen. Als ich das begreife, nehme ich mir vor, meine neue Welt vorerst mit den Augen eines Kindes zu entdecken und mich beim Erlernen der Sprache nicht unter Druck zu setzen. Inmitten des Ungewohnten fühle ich mich irgendwie zu Hause. Die ersten Wochen und Monate entpuppen sich als eine spannende Zeit, in der ich vor allem über meine Berufung als Missionarin staune „Ich gehe, für euch eine

Wohnung zu bereiten“ ist das Wort Jesu, das mich begleitet. Vorerst kann ich mich ohne Sorge auf meinen neuen Weg einlassen.

Alles ist so anders! Wir begreifen, dass wir in vielem umdenken müssen! Selbst alltäglich vertraute Dinge müssen wir neu lernen. Jede Begrüßung entwickelt sich zu einem umständlichen Zeremoniell mit etlichen Fragen nach dem Wohlergehen des Gegenübers. Beim Betreten einer Wohnung werden die Schuhe ausgezogen, Fleisch isst man mit Fingern... Grundsätzlich versuchen wir uns dem Lebensstil anzupassen, es gibt aber auch Sitten und Gebräuche, mit denen wir uns nur schwer arrangieren können oder wollen. Das kann schon einmal zu Irritationen führen. An das mediterrane Klima müssen wir uns erst gewöhnen. Die ständige Hitze schlaucht! Wir lernen zu verstehen, warum Südländer gemächlicher arbeiten und nachmittags eine ausgiebige Ruhepause brauchen. Im Herbst sind wir anfangs erleichtert, stellen aber mit Bestürzung fest, wie sehr es sich auch nach sonnigen Tagen nachts abkühlt. Die winterliche Kälte in Räumen ohne Heizung ist eine böse Überraschung, sie zerrt an den Nerven.

Im südalbanischen Delvinë finden wir ein neues Zuhause

Unsere Mission führt uns in den äußers-ten Süden des Landes, in die Kleinstadt Delvinë. Südalbanien ist seit Jahrhunderten ein vom Islam geprägtes Gebiet. Nur einige Dörfer sind von orthodoxen Christen griechischer Abstammung bewohnt. Es gibt weder eine Pfarrei noch einen ortsansässigen Priester. In der Stadt treffen wir auf eine ehemals mos-

lemische Familie und ihren Freundeskreis und erfahren, dass sie den Anstoß für unser Kommen gaben. Schon vor dem Ende der Diktatur waren sie entschlossen, zum Glauben ihrer Altvorden zurückzukehren. Wir wurden dringend erwartet!

Dass wir in einem sonst noch unfertigen Haus in zwei Zimmern für jede Schwester nichts weiter als ein Bett vorfinden, macht uns nichts aus. Die Dürftigkeit von Küche und Bad stört uns nicht. Ein weiterer leerer Raum wird als Kapelle hergerichtet. Mit Hilfe einheimischer Handwerker beginnen wir, das Haus auszubauen und einzu-richten. Morgens werden wir vom Ruf des Muezzins geweckt und abends sitzen wir mit den neuen Nachbarn und Freunden vor dem Haus und üben beim Spielen mit den Kindern albanisch. Es ist ein Glück, dass wir „unsere“ Familie haben! Durch sie bleibt uns der Status „Ausländer“, weitgehend erspart, später müssen wir kämpfen, „mündig“ zu werden.

Auch Ordensfrauen sind Frauen

In der Stadt sind wir die Attraktion! Unsere neuen Freunde legen uns nahe, niemals allein und am besten nur in einheimischer Begleitung auf die Straße zu gehen. Wir sind irritiert, fühlen uns eingeengt und bevormundet. Es kostet Mühe, sich freizustrampeln ohne vor den Kopf zu stoßen! In einer total auf das Familienleben konzentrierten Gesellschaft ist die immer wiederkehrende Frage „Wo sind eure Männer und habt ihr denn keine Kinder?“ eine echte Herausforderung. Kaum jemand hat eine Vorstellung von Religion, geschweige

denn vom christlichen Ordensleben. Erst das Stichwort, wir seien Frauen „wie Mutter Teresa“, schafft mehr Klarheit, bringt viel Sympathie.

Wir lernen, dass sich Frauen in der hiesigen Gesellschaft den Männern unterordnen müssen. Einige Frauen beneiden uns um unsere Unabhängigkeit, Männer zeigen sich verschnupft. Zweimal macht man mir einen Heiratsantrag. Nicht, dass diese Männer in mich verliebt wären! Heiraten ist häufig eine nüchterne Vertrags-sache zur gegenseitigen Versorgung. Ausländerinnen gelten als gute Partie, versprechen Reichtum und Vermögensfreiheit. Auf meinen ablehnenden Einwand, ich sei Ordensfrau und wolle es auch bleiben, erklären die Männer, „das mit der Religion“ sei für sie überhaupt kein Problem...

Auf dem Balkan herrscht das Gesetz der „guten Beziehungen“. Um es zu etwas zu bringen, bedarf es eines einflussreichen Fürsprecher. Darum ist es für hiesige Männer selbstverständlich, dass sie sich auch ungefragt zum Berater und Anwalt in Dingen machen, von denen sie u. U. gar nichts verstehen. Um als Ordensfrauen nicht in verfängliche Abhängigkeiten zu geraten, müssen wir uns abgrenzen und verstoßen dabei manchmal gegen geltende Konventionen. Andererseits wundert es uns, dass man ohne weiteres Gott als unseren Anwalt anerkennt und uns um seinetwillen unkompliziert aus mancher Verlegenheit hilft. Mit der Zeit lernen wir, was es bedeutet, sich in dem südländischen Kulturgemisch aus „Balkan, Islam, und Postkommunismus“ als Frau zu behaupten. Wohl oder übel akzeptieren die Leute, dass wir selbstbewusst, z. B. ohne Fahrer, mit dem Auto unterwegs sind.

„Die Deutschen“ sind wieder da!

Deutschland ist für alle unsere neuen Freunde das Land ihrer Träume. Deshalb sind wir sehr gut angesehen, man lobt „unsere“ typisch deutschen Tugenden sowie die deutsche Wertarbeit. Oft werden wir gebeten, Autos, Geräte und Maschinen zu besorgen. Solche „Bestellungen“ sind lästig; dass wir die meisten abschlagen müssen, ist unangenehm und beiderseits desillusionierend. Peinlich wird es, wenn einige national gesinnte Albaner uns wohlmeinend mit dem „deutschen Gruß“ begrüßen und Hitler und die deutschen Besatzungssoldaten hochjubeln, da sie Albanien von den Griechen und Italienern befreit hätten. Dass es in Buchhandlungen Hitlers „Mein Kampf“ zu kaufen gibt, ist nur schrecklich, zeigt aber auch, wo das Land geschichtlich stehen geblieben ist.

Wie Missionarinnen gemacht werden

In den ersten Wochen besuchen wir mit dem Bischof Missionsstationen, die schon einige Jahre vor uns begonnen haben. Die junge, neuaufkeimende Kirche in Albanien ist faszinierend! Alle nehmen uns mit geschwisterlicher Herzlichkeit und Wärme auf. Uns erstaunt die Vielfalt der Nationalitäten und die Größe mancher Einrichtung. Mit Schrecken stellen wir fest: ohne Kenntnisse der italienischen Sprache sind wir Exoten unter den Missionaren. Austausch ist kaum möglich.

Uns wird es schwer, wochenlang ohne Sakramente auskommen zu müssen. Dagegen gibt das gemeinsame Stundengebet Halt und Kontinuität, es ist das einzig Unveränderte. Im täglichen

Wortgottesdienst mit Kommunionfeier schließen wir uns der großen Liturgie der Kirche an. Weit entfernt von den anderen Missionszentren, ohne einen Priester und der Sprache nicht mächtig, machen wir auf Drängen der Taufbewerber die ersten Schritte in der Pastoral. Von Anfang an kommen Interessierte und Neugierige zu Gesprächen und folgen dann unserer Einladung zum sonntäglichen Wortgottesdienst. Unsere kleine Hauskapelle mit dem provisorischen Holztabernakel, der anfangs auf einer mit alten Gardinen umhängten „Stele“ aus aufgetürmten Betonsteinen steht, ist voll. Schon bald müssen wir in die größere Eingangshalle ausweichen. Zum Sitzen dienen Baubretter, unser Küchentisch ist gleichzeitig Altar, an der Wand hängt unser Missionskreuz. Nach bekannten Melodien singen wir einfache albanische Kirchenlieder. Die Kinder sind unbefangen und begeistern sich für die Musik. Das hilft den Erwachsenen, eine gewisse Scheu zu überwinden. Da jede religiöse Äußerung verboten war und grausam bestraft wurde, haben die meisten Gottesdienstbesucher noch nie zuvor gebetet, schon gar nicht gemeinsam und in der Öffentlichkeit. Durch die Ungeduld der ersten Taufbewerber und das Bestreben, wieder „normal“ arbeiten zu können, beginnen wir sehr schnell mit Taufkatechesen. Wir haben kaum eine Ahnung, auf was wir uns da einlassen. Es fehlen viele Voraussetzungen. Oft wissen wir nicht, wo uns der Kopf steht und fragen uns, ob es klug war, sich so überrumpeln zu lassen. Nach und nach weichen die anfänglichen Provisorien und es bilden sich Formen und Strukturen. Durch Priester aus „aller Herren Länder“, die im Laufe der Zeit unsere Arbeit

durch die Spendung der Sakramente unterstützen, erleben wir die Kirche in ihrer Vielfalt.

Ent-täuschungen

Im unserem neuen Alltag bleiben gegenseitige Enttäuschungen nicht aus. Manche der ersten Eindrücke müssen wir revidieren und zugeben, dass sowohl positive wie negative Vorurteile uns die Sicht versperren. Es ist ein etwas bitteres Erkenntnis, dass wir Menschen nicht richtig eingeschätzt haben bzw. entdecken, dass andere es nicht redlich mit uns meinten. Manche hatten von „den Deutschen“ besondere Vorteile und Geschenke erwartet und wenden sich unzufrieden ab. Misstrauisch beginnen wir, die Motive unsere neuen Bekannten zu hinterfragen. Selbst unter gebildeten Leuten begegnen wir den abstrusesten Vorstellungen über uns und die Wohlstandsgesellschaft, aus der wir kommen. Es ist fast unmöglich, sich dagegen zu wehren! Uns fehlen die albanischen Lebenserfahrungen. Es braucht viel Einfühlungsvermögen, zu begreifen, wie und warum Menschen, die bis vor kurzem in einem hermetisch abgeriegelten Land eingesperrt waren, denken und handeln. Sich zu vergegenwärtigen, dass in unserem Umfeld bis vor wenigen Jahren ganz andere „Werte“ galten, ist nur bedingt möglich. Die „Faulheit“ vieler Männer, die ihre Zeit abwartend bei Kaffee oder Raki auf dem Basar verbringen und vom Wohlstand träumen, macht uns ärgerlich: „Warum kapieren ‚die‘ nicht, dass Wohlstand nicht erbettelt, sondern erarbeitet sein will!“ Wir müssen uns einfühlen, was es im „System“ für Menschen bedeutet haben mag, mit fast leerem Magen wie

Tiere kolonnenweise zur Arbeit getrieben zu werden. Das „Recht auf Arbeit“ war Betrug, durch den die Menschen in ihrer Würde tief verletzt sind. Es blieben Scham und ein Gefühl von Minderwertigkeit (was kompensiert sein will...). Arbeit als Selbstverwirklichung ist auf dem Hintergrund solcher Erfahrungen wohl kaum vorstellbar!

Trotz mancher Erklärungen stehen wir hilflos und frustriert vor Problemen und Erwartungen, die wir nicht erfüllen können oder wollen. Das auszuhalten fällt schwer. Albaner sind stolze Menschen und nicht gewohnt, unangenehme oder kritische Dinge vor Fremden beim Namen zu nennen. Wir spüren, uns gegenüber werden Probleme verschwiegen, schöngeredet, „unter den Teppich gekehrt“. Vielleicht ist es auch die Sorge, uns Angst zu machen. Korruption und kriminelle Energien in vielen Lebensbereichen beginnen durchzuscheitern, ohne dass wir sie greifen könnten. Da wir keine Antworten bekommen, „blühen“ Vermutungen, „reifen“ Vorurteile. Uns fehlt die Innensicht der Einheimischen und wir spüren, dass man uns nicht „einweihen“ will oder kann. Es kostet viel Geduld, gegen aufkeimendes Misstrauen immer neu Vertrauen zuzulassen.

Auf der Suche nach „der“ Realität

Im Alltag übernehmen wir aus unserer Umgebung achselzuckend den Satz: „kein Strom, kein Wasser – kein Problem!“ und sind mit der Zeit doch ziemlich genervt, wenn wir angefangene Arbeiten auf unbestimmte Zeit liegen lassen und die Abende bei Kerzenschein verbringen müssen.

Im Konvent geraten wir bei der Erkundung der neuen Umgebung häufiger aus dem „Gleichschritt“. Nach und nach wird deutlich, dass jede Mitschwester in ihrer Eigenart und mit ihren Erwartungen einen anderen Blick auf die neue Realität hat. Das erzeugt gegensätzliche Gefühle. Was der einen neu und interessant erscheint, ist für eine andere beängstigend und abstoßend. In vielen Diskussionen über unsere unterschiedlichen Wahrnehmungen kommen wir zu keinem Ergebnis. Als Konvent sind wir auf uns selbst verwiesen. Es gibt wenig Frei-Raum, um den sich aufstauenden „Dampf“ abzulassen. Gelegenheiten mit verständigen Unbeteiligten die eigenen Schwierigkeiten zu klären, sind sehr begrenzt. Bei anderen Missionaren Rat einzuholen, fehlt vor allem die Voraussetzung der Sprache. Die Kommunikation mit dem heimischen „Ausland“ ist oft schwierig. Briefe kommen mit Verspätung oder gar nicht an und Telefonate brechen häufig mitten im Gespräch ab. Neben das normale Alltags-Chaos von Stromausfällen etc. tritt ein kaum auszuhaltendes Chaos der Gefühle.

Ursprünglich hatten wir unsere Verschiedenheit, was Begabungen und Charaktere betraf, positiv gesehen. Welch eine Herausforderung ist es nun, in der unbekanntem Umgebung die je eigenen Begabungen in gegenseitiger Ergänzung gemeinsam zur Entfaltung zu bringen! Unsere Kommunität ist wie eine noch unerforschte Insel, umgeben und abhängig von einem Meer unbekannter Faktoren, die in ihrer Wirkung nicht einschätzbar sind.

Nach zwei Jahren ist unser Konvent auf zwei Schwestern zusammengeschrumpft, noch immer kämpfen wir

mit den Tücken der Sprache... Abstand wird dringend nötig.

Sprache verbindet

Mit einem Sprachkurs für Ausländer an der Universität in Tirana tun sich uns neue Möglichkeiten auf. In der Großstadt haben wir Zeit, Land und Leute tiefer kennen und verstehen zu lernen. Austausch wird möglich. Wir treffen andere Missionare, Bekanntschaften und Freundschaften entstehen. Wir freuen uns über Zuspruch und Korrektur. Trotz der Entfernung fahren wir häufiger in den katholischen Norden. Hier können wir vor allem spirituell auftanken. In den Begegnungen mit Priestern, die fast ihr ganzes Leben im Gefängnis unter schrecklicher Folter gequält wurden und Schwestern, die unter Einsatz ihres Lebens den treuen Christen im Untergrund beigestanden haben, relativieren sich unsere Probleme. Sr. Julia ist die einzige Überlebende einer albanischen Kongregation von nur fünf Schwestern. Ein Wunder, dass ihr Konvent in der Zeit der Diktatur nicht aufgelöst wurde! Während all der schweren Jahre stand im Wohnzimmer dieser Gemeinschaft eine Fatima-Muttergottes. In einer Aushöhlung darin verborgen, hüteten die Schwestern das Allerheiligste. Im Verborgenen haben sie gebetet und hielten in Vlora den kleinen Rest der Gläubigen zusammen. Als „Cousinen“ besuchten sie in Gefängnissen und Lagern die Priester, brachten ihnen frische Wäsche und, darin eingenäht, Hostien; dazu Messwein, den sie in Arzneiflaschen mit der Aufschrift „drei Tropfen vor dem Frühstück“ füllten. Diese Begegnungen sind tief beeindruckend, machen demütig,

geben Kraft und Mut und werden zum Auftrag, uns nicht entmutigen zu lassen und auch in Schwierigkeiten tapfer weiterzumachen. Wie wahr ist die Zusage Jesu: „Ich bin bei euch alle Tage, bis zum Ende der Welt.“ Es gab in Albanien während der ganzen fast 50-jährigen Diktatur keinen Tag ohne Eucharistie.

Kraft aus uralten Wurzeln

Staubige Wege, karge Berge mit tiefen Schluchten, klare Wasserquellen, Weinstöcke, Ölbäume, steinerne Krüge, manche Häuser armer Menschen mit nur einem Raum erinnern an Szenen der Bibel. Durch die mediterrane Umgebung erschließt sich uns ein neuer, lebendiger Zugang zum Leben Jesu.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

In den nahegelegenen Ausgrabungen des antiken Butrint stehen wir vor den Ruinen eines Baptisteriums aus frühchristlicher Zeit. Die Ornamente des gut erhaltenen Bodenmosaiks und die kreuzförmige Vertiefung des Taufbeckens sind stumme Zeugen für den tiefen Glauben der ersten Christen. Paulus selbst schreibt im Römerbrief, er habe den Glauben von Jerusalem bis nach Illyrien (d. h. Albanien) gebracht. Diese Steine waren der Anstoß, dass unsere Familie in Delvinë wieder zum Glauben kam und andere nachgezogen wurden. „Wenn man euch zum Schweigen ver-

urteilt, werden die Steine reden!“ Auf diesen Steinen dürfen wir weiterbauen.

Erste Früchte setzen an

Haben wir unsere Kraft anfangs vor allem aus der Vergangenheit geschöpft, erfreuen uns heute die ersten Früchte unserer Arbeit und geben für die Zukunft Hoffnung. Mit den Jahren haben sich unsere Aufgaben erweitert, Mitschwestern aus Deutschland und Amerika verstärkten den Konvent. Zur pastoralen Betreuung der neugetauften Christen in Delvinë trat die Sorge für die im Süden verstreuten nordalbanischen Katholiken. Entlang der albanischen Riviera haben sich in Borsh und Himarë weitere Zentren unserer Arbeit gebildet. Es ist erfüllend, neben der Kinder-, Jugend- und Familienpastoral immer wieder einzelne Personen und ganze Familien auf die Taufe vorbereiten zu dürfen. Durch unsere Beheimatung in der Kirche konnten Menschen eine neue Heimat in der Barmherzigkeit Gottes finden. In der ganzen Gegend kennt man uns als die „deutschen Schwestern“ und man weiß, dass wir

uns mit einem kleinen Internat für die Bildung armer Mädchen- und Frauen einsetzen und in Tirana für Jugendliche in der Berufsausbildung zwei Wohnungen unterhalten. Wer in Not ist und Hilfe braucht, bekommt von Freunden den Tipp, an unserer Tür zu klopfen. Das zeigt, dass wir auf eine gute Weise im Netz „balkanischer Beziehungen“ angekommen sind. Nach 15 Jahren ist Albanien unser Zuhause geworden. Erleichtert und voll Dankbarkeit dürfen wir erleben, wie sich vieles zum Positiven verändert hat: Saubere asphaltierte Straßen verbinden den Norden mit dem Süden und erzeugen in den Städten einen gefälligen Eindruck. Die meisten Albaner wohnen in neuen oder renovierten Häusern. In den vergangenen Jahren wurden neue Plantagen von Oliven, Zitrusfrüchten und Erdbeeren angelegt, mancher Traktor hat Esel und Maultier abgelöst. Dass die Vögel wieder singen ist der beste Beweis, dass man in Albanien gut leben kann. Mit Mutter Teresa, die im September heiliggesprochen wird, hat Gott unserem kleinen Land eine wirklich starke Fürsprecherin und ein verlässliches Vorbild geschenkt!